

Stress lass' nach! Studie soll Schwangeren helfen

240 Teilnehmerinnen werden in der Region gesucht.

Von Kai Lachmann

Stralsund. Es gibt Probleme bei Kindern, die können Mediziner nicht mit Geräten oder Antibiotika behandeln. Oft haben diese Probleme ihren Ursprung in der frühesten Entwicklungsphase – im Mutterleib. Seelische Erkrankungen der Eltern erhöhen das Risiko für die Kinder. Emotionale Instabilität, Depressionen, Suchterkrankungen oder Adipositas gehen am Nachwuchs nicht spurlos vorüber.

„Mehr als 40 Prozent der Schwangeren in Deutschland leiden unter mindestens einer psychischen Erkrankung. Vorgeburtliche Depressionen und Ängste kommen am häufigsten vor“, sagen die Macher der vorpommernweiten Studie „PriVileG-M“ der Universitätsmedizin Greifswald und der dortigen Uni in Zusammenarbeit mit der Hochschule Neubrandenburg.

Im Fokus stehen dabei Schwangere, die durch Stress belastet sind. Die Studie will untersuchen, welche Auswirkungen dieser Stress auf das Kind vor und nach der Geburt hat. Dafür sollen in den nächsten ein-

halb Jahren 240 Frauen gefunden werden, die bereit sind, ab der 25. Schwangerschaftswoche bis zum Ende des ersten Lebensjahres des Kindes mitzuwirken.

Ziele sind, die psychische Belastung von Schwangeren ebenso wie ihr Stresslevel und das des Neugeborenen zu mindern und die Mutter-Kind-Bindung zu stärken. Zudem soll eine Verbesserung des Umgangs mit Problemen und Konflikten seitens der Mütter gefördert werden. Dies könne die Gefährdung des Kindes reduzieren, ist Prof. Dr. Hans J. Grabe überzeugt. „Wenn wir die Mütter therapieren, werden auch die Kinder gesünder.“ Grabe ist Leiter der Studie und Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie.

Finanziert wird das Projekt bis 2022 mit zwei Millionen Euro aus dem Europäischen Sozialfonds, die das Schweriner Bildungsministerium ausgereicht hat. „Die gesellschaftliche Relevanz der aufgezeigten Fragestellung ist sehr hoch und der vorgestellte wissenschaftliche Ansatz überzeugt hinsichtlich seiner Qualität“, lobte 2018 die damali-

ge Bildungsministerin Birgit Hesse (SPD) das Projekt bei der Bewilligung der Gelder. Mit den Teilnehmerinnen sollen fünf ausführliche Diagnostiktermine vereinbart werden. Zudem wird ihnen eine individuell abgestimmte psychologische Unterstützung ein- bis zweimal pro Monat angeboten. „Die Termine finden in Greifswald statt“, sagt Grabe. Auch in Stralsund solle ein Behandlungsraum eingerichtet werden. Da sich die Studie auf Vorpommern bezieht und mitunter weite Wege anstehen, werden die Fahrtkosten ersetzt. Die Mitarbeiter der Studie würden auch Hausbesuche machen. Wer mitmacht, wird auch telemedizinisch betreut.

Die 240 Frauen sollen sich in drei Vergleichsgruppen aufteilen: Zum einen werden Mütter gesucht, die eine psychische Belastung haben und eine Therapie absolvieren. Zum anderen sind Mütter mit geringerer Belastung gefragt, die beispielsweise eine Beratung in Anspruch nehmen. Die dritte Gruppe sollen Mütter ohne psychische oder psychosoziale Beeinträchtigung sein. Auch biologische Faktoren sollen unter-



Wenn wir die Mütter therapieren, werden auch die Kinder gesünder.

Prof. Dr. Hans J. Grabe
Leiter der Studie

sucht werden. Studienteilnehmerinnen müssen Muttermilch-, Blut-, Urin- und Speichelproben abgeben, von den Babys werden Urin- und Speichelproben genommen. „Wir piksen die Babys aber nicht“, versichert Grabe.

Kontakt zur Teilnahme

Wer an der Studie teilnehmen möchte, kann telefonisch (01522 / 240 63 23) oder per E-Mail (privileg@uni-greifswald.de) Kontakt zum Projektteam aufnehmen.

Zudem sind auch Mediziner aufgerufen, die mit Schwangeren zu tun haben, infrage kommende Patientinnen über die Studie und ihre Vorteile, etwa kostenlose Beratungen und Untersuchungen, zu informieren.

Zunächst sollen diese einen Fragebogen ausfüllen, den die Praxis bereithält (zu beziehen ist er über die genannten Kontaktdaten).

Der Fragebogen wird anschließend vom Projektteam ausgewertet. Sollte die werdende Mutter geeignet sein, wird das weitere Vorgehen persönlich besprochen.



Hat die werdende Mutter Stress, wirkt sich das auch auf das ungeborene Kind aus. Eine Studie will den Einfluss analysieren, sodass bessere Therapiemöglichkeiten entwickelt werden können.

FOTO: FREDRICK/DPA